

Kübler, Dorothea

Article

Eine Ökonomin in New York: Forschungssemester in der Pandemie

WZB-Mitteilungen: Quartalsheft für Sozialforschung

Provided in Cooperation with:

WZB Berlin Social Science Center

Suggested Citation: Kübler, Dorothea (2022) : Eine Ökonomin in New York: Forschungssemester in der Pandemie, WZB-Mitteilungen: Quartalsheft für Sozialforschung, ISSN 2943-6613, Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB), Berlin, Iss. 175 (1/22), pp. 74-75, <https://bibliothek.wzb.eu/artikel/2022/f-24620.pdf>

This Version is available at:

<https://hdl.handle.net/10419/327739>

Standard-Nutzungsbedingungen:

Die Dokumente auf EconStor dürfen zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden.

Sie dürfen die Dokumente nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, öffentlich zugänglich machen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Sofern die Verfasser die Dokumente unter Open-Content-Lizenzen (insbesondere CC-Lizenzen) zur Verfügung gestellt haben sollten, gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der dort genannten Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

Terms of use:

Documents in EconStor may be saved and copied for your personal and scholarly purposes.

You are not to copy documents for public or commercial purposes, to exhibit the documents publicly, to make them publicly available on the internet, or to distribute or otherwise use the documents in public.

If the documents have been made available under an Open Content Licence (especially Creative Commons Licences), you may exercise further usage rights as specified in the indicated licence.



<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>

Zu guter Letzt:

Eine Ökonomin in New York Forschungssemester in der Pandemie

Dorothea Kübler

Was für Museen, Theater und Konzerte, was für Zeitungen – von New York Times bis New Yorker. Welche Offenheit, welche Freiheit. Aber auch: welche Armut und welche Ungleichheit. Ich könnte viel Aufregendes und Schönes berichten. Vom Herbst, in dem es – postpandemisch euphorisch und nach dem Tod von George Floyd – ein kulturelles Aufblühen gab: Neue Produktionen griffen die Gewalt gegen Schwarze, die Sklaverei, die Harlem Renaissance auf. Ich könnte von den Blicken auf den Hudson River schwärmen, vom Riverside Drive, von der Architektur der Hochhäuser und der Genialität des Straßengitters, das ein halbes Jahrhundert vor dem Berliner Hobrecht-Plan die Struktur Manhattans festzurte. Und über die Biden-Regierung, das Gefühl der Beruhigung über normale Zustände im Weißen Haus und die Beunruhigung über die Schwierigkeiten bei der Umsetzung von Reformen. Schreiben will ich aber über Ökonomisches, über die spezifische New Yorker Mischung aus Sozialismus, Wildnis, Freiwilligenarbeit und Turbokapitalismus, wie ich sie erlebt habe.

Für das Forschungssemester an der New York University in Begleitung von Mann und Sohn (16) brauchte es vor allem einen Platz an einer Schule. Als Expertin für Verfahren bei der Verteilung von Schul- und Studienplätzen machte

mir das geringe Sorgen. Ich wusste: Angewandt wird der Gale-Shapley-Algorithmus – die Stadt New York wurde von amerikanischen Kollegen vor einigen Jahren gut beraten; also kein Problem. Im Prinzip. Sehr wohl aber in unserem Fall, also für Quereinsteiger. Eine Woche nach Schulbeginn nach den Sommerferien hatten wir immer noch keinen Platz, dafür einen depressiven Sohn, der computerspielend seinen ohnehin schwachen Glauben daran verlor, dass seine Eltern irgendetwas für ihn zustande bringen. Mithilfe von Ratschlägen, Tipps von unzähligen Einheimischen und Eingeweihten (auch in der Großstadt braucht es ein Dorf, um ein Kind großzuziehen), vielen E-Mails und endlosen Listen von Schulen gelang es schließlich doch. Die Schule ist klein, etwa 60 Kinder pro Jahrgang, und existiert erst seit sechs Jahren. Sie ist typisch für einen New Yorker Trend zu kleinen Middle und High Schools. Der Sohn ist zufrieden mit der Schule – seine Zweifel an der Lebensstauglichkeit der Eltern sind geblieben.

Aber jetzt zum Thema Geld. Die Schule ist öffentlich und umsonst, Mittagessen ist für alle gratis, alle Schüler erhalten eine U-Bahn-Karte für ganz New York mit drei freien Fahrten pro Wochentag. Die Schule hat keine Turnhalle, keine Musikensembles, dafür engagierte junge Lehrerinnen und Lehrer. Alle arbeiten mit Laptops, und die Jugendlichen, die keinen eigenen haben, erhalten einen von der Schule. Eine voll ausgebaute digitale Plattform (Google Classroom) wird für Materialien, Hausaufgaben etc. verwendet, alle Noten und Zwischennoten stehen Eltern und Kindern digital zur Verfügung. Hefte und Ordner werden von der Schule gestellt. Die Privatschulen kosten dagegen um die 60.000 Dollar im Jahr. Diese Extreme gibt es auch beim Freizeitsport: Der Sohn spielt Fußball im Park, mit organisierten Spielen und festen Mannschaften, alles von Freiwilligen am Laufen gehalten und quasi kostenlos. Es gibt öffentliche Tennisplätze in allen Parks der Stadt, auch im Central Park, umsonst und gut organisiert. Die Tennis Academy mit zweimal Training in der Woche, zu der unser Sohn eine Stunde mit dem Bus durch Harlem fährt (alle anderen Jugendlichen werden mit Autos gebracht und abgeholt), hat dafür den Preis eines Kleinwagens.

Auch was die Ökonomie der Zeit angeht, bietet ein pandemisches Forschungssemester Neues. Während der Sohn sich mit Asian American Literature beschäftigt, mit Sexismus und Rassis-

mus anhand von Ibsen und moderner amerikanischer Literatur, mit Differenzialrechnung und Chemie und der Rolle der Sklaverei in der amerikanischen Unabhängigkeitsbewegung, lässt es sich endlich gut forschen. Das Forschungsseminar ganz ohne Zoom an der NYU mit echten Gästen und gemeinsamen Mittag- und Abendessen sind Höhepunkte des akademischen Lebens vor Ort. Die Kollegen Andy Schotter und Guillaume Fréchette sind ständige Diskussionspartner und perfekte Gastgeber. Trotzdem: An fünf Tagen in der Woche gehört der gesamte Vormittag Zoom, also den Doktorand:innen und Postdocs am WZB, den Ko-Autor:innen und vielen Gremien mit langen Sitzungen. Das ist wunderbar, um an Projekten weiterzuarbeiten, Verpflichtungen nachzukommen, nichts liegen zu lassen. Aber einen freien Kopf und freie Zeit habe ich selten. Ob die Pandemie Forschungssemestern für immer ein Ende bereitet hat? Wahrscheinlich muss es ab jetzt mindestens Kalifornien sein, besser noch Australien, um den Videokonferenzen zu entfliehen.

Auch aus gesundheitsökonomischer Sicht ist der Aufenthalt aufschlussreich. Die Corona-Pandemie hatte im Herbst einen Bogen um New York gemacht. Geimpft und mit Maske war alles möglich. Als es im Dezember dann doch kalt wurde und Omikron in der Neuen Welt angekommen war, baute sich die Wand von Neuinfektionen schneller auf, als man gucken konnte. Und das Ganze ohne Schnelltests (leider immer ausverkauft), nur PCR-Tests, deren Ergebnisse oft erst nach mehreren Tagen bereitstanden. Die Regierung hatte allein auf Impfungen gesetzt, keine Teststrategie entwickelt und wurde von den massenhaften Impfdurchbrüchen kalt erwischt. Booster-Impfungen gab es grundsätzlich erst sechs Monate nach der zweiten Impfung, für uns also erst im Januar. Also wegducken und hoffen, dass es vorbeigeht. Am 25. Dezember war mein Schnelltest (importiert aus Deutschland für alle Fälle) positiv. Nach ein paar Tagen folgte die ganze Familie. Schön waren die folgenden Tage und Wochen nicht. Aber wie dankbar bin ich für die zwei Impfungen, die mir im Faustkampf mit dem Virus zur Seite standen. Und wie brutal und ungerecht, dass wir einen großen Teil der Weltbevölkerung im-

mer noch nicht mit Impfstoff versorgt haben. Wenn die langwierige Post-Covid-Erschöpfung besser wird, werde ich bald meine Booster-Impfung in einer Apotheke in der Nachbarschaft bekommen, über vaccinefinder.nyc.gov, von fleißigen Nerds programmiert, die dem Chaos in der ersten Impfkampagne ein Ende bereiten wollten.

Und die Geschäfte, das Leben in der Stadt? Man lebt seit Corona auf der Straße. Nicht nur die Restaurants haben sich ausgebreitet, ihretwegen gibt es an manchen Tagen abschnittsweise Straßensperren, um Platz für Tische und zum Flanieren zu schaffen. Auch für Schulen werden zeitweilig Straßen gesperrt, damit die Pause und der Sportunterricht draußen stattfinden können. Die Straßen gehören nicht mehr nur den Autos. Und alles ist ein bisschen langsamer und weniger planbar geworden.

Wenn wir abreisen, wird so vieles in New York unentdeckt geblieben sein. Die Vorfreude auf neue Anblicke und Erlebnisse beim nächsten Mal werden wir mitnehmen. Nie wieder allerdings werden wir wohl dieses New York, das New York der Corona-Pandemie, erleben. ●

Dorothea Kübler ist Direktorin der Abteilung Verhalten auf Märkten am WZB und Professorin für Volkswirtschaftslehre an der Technischen Universität Berlin. dorothea.kuebler@wzb.eu

Foto: © WZB/David Ausserhofer, alle Rechte vorbehalten.

© Der Text ist gemäß der Creative-Commons-Lizenz CC BY 4.0 nachnutzbar: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>